

Zur Geschichte  
des „künstlerischen  
Ferngesprächs“

## Die Deutschen als Briefschreiber

Wolf Scheller

In Georg Steinhausens *Geschichte des deutschen Briefes* von 1889 heißt es am Ende im Tonfall des resignativen Bedauerns: „Seine eigentliche Geschichte liegt hinter uns, und es scheint, als ob es mit einer weiteren Entwicklung überhaupt vorbei sei.“ Prophetische Worte. Im Zeitalter konkurrierender Medien, von Telefon und Fax, E-Mail und SMS, hat der Brief kaum noch eine Chance. Für die meisten ist er längst zum umständlichen und auch unverständlichen Medium geworden, ein Relikt vergangener Epochen, ausgeliefert spöttischer Verachtung und kulturkritischer Kleindeuterei. Walter Benjamin annoncierte Anfang der dreißiger Jahre seine Auswahl von Briefen aus dem Jahrhundert des Bürgertums – *Deutsche Menschen* – mit der Bemerkung: „Sie gehen von der Erkenntnis aus, dass auch nur einem einzigen bedeutsamen Brief wirklich gerecht zu werden, in allen seinen Sachbezügen, allen seinen Anspielungen ihn aufzuhebeln, bedeutet, mitten ins Menschliche zu treffen.“

Die Deutschen waren sich da ihrer Sache ziemlich sicher, zumindest noch im neunzehnten Jahrhundert. Der Brief spiegelt auch die offizielle Hierarchie der Wertvorstellungen jener Zeit. Zum Beispiel findet man in kleinen sprachlichen Indizien die Herrschaft des Vaters immer wieder bestätigt: „Mein Sohn! Ich und Deine liebe Mutter...“ Oder: „Nie wird Deine Mutter aufhören, Dich zu lieben, und ich werde zeitlebens verbleiben Dein treuer Vater.“ Der Herr des Hauses: „Meine liebe Emilie hat mich gestern mit

einem kräftigen, gesunden Knaben beschenkt, von welchem ich hoffe, dass er mir zum Stammhalter heranwachse.“

Auch im zwanzigsten Jahrhundert wollten die Deutschen auf volkserzieherisches Ethos in ihren Briefen nicht verzichten. Bezeichnend hierfür vor allem die dreißiger Jahre. Da ist die Rede von „persönlichem Stil“ und „echtem Gefühl“. Der Briefsteller wurde damals zum „Briefratgeber“: „So musst du deine Briefe schreiben“ – oder: „Vom Wesen des Briefes“, „Angst vor der Behörde? – Lächerlich!“ In vielen Briefstellern ist „Heil Hitler“ als Gruß aufgenommen. Allerdings wird den Schreibern auch empfohlen, bei „unangenehmem Inhalt“ auf die Schlussformel „Heil Hitler“ zu verzichten: „Der Name unseres Führers sei uns dazu zu wertvoll!“

Die Liebespaare dazumal sind jetzt Volksgenossen und Volksgenossinnen. Man verabredet sich, um „gemeinsam Gottes schöne Natur zu durchstreifen“ – aus der Ehe wird dann später eine „Lebenskameradschaft“. Und im Brief „fließt es so recht vom Herzen in die Feder und vom Papier wieder in das Herz des andern“. Silvester wird dann mit Nornen gefeiert: „Wenn in der kommenden Nacht vom hohen Turm herab die zwölf wuchtigen Schläge durch den Äther hallen, dann werden die Nornen wieder ein vollgeschriebenes Jahresbuch Deines Lebens zuschlagen, um im gleichen Augenblick ein neues, unbeschriebenes zu beginnen.“ An Trivialität leidet derlei „Briefkultur“ keinen Mangel. Sie kann sich aber auf be-

rühmte Vorbilder berufen, die stilbildend durch die Jahrzehnte den deutschen Brief begleitet haben. Zum Beispiel der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Auch der lebt von der räumlichen Distanz zwischen den Schreibenden. In den Jahren 1795 bis 1799 wechselten beide zwischen Weimar und Jena die Briefe nahezu täglich.

Gelungene Briefe sind freilich mehr als nur auseinander gefallene Teile eines schlechten Gesprächs. Allerdings erliegen auch sie der Gefahr des Austrocknens und des Substanzverlustes, wenn die Briefschreiber am selben Ort leben. Dann schrumpft ihr Inhalt zu kurzen Mitteilungen, weil beide Seiten die Unmittelbarkeit des Gesprächs vorziehen. Ein solcher Fall stellt der Briefwechsel zwischen Hugo von Hofmannsthal und Arthur Schnitzler dar, der in geringer Distanz zwischen Wien und Rodaun vonstatten ging, eine Entfernung, die sich jederzeit mühelos überwinden ließ. Auch hier ließ sich am Ende feststellen, dass beiden Autoren das Schreiben von Briefen die Unmittelbarkeit des Gesprächs niemals ersetzen konnte.

### Reiz der Indiskretion

Das Bemühen, sämtliche Briefe bedeutender Persönlichkeiten auf jeden Fall zu veröffentlichen, ist schon recht früh in Deutschland zu beobachten. Börne spotete bereits: Herr von Goethe werde zuletzt noch seine Säuglingswindeln herausgeben. Zunächst aber ist der Brief privat und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Goethe und Schiller haben sicherlich geahnt, dass man ihre Briefe einmal veröffentlichen werde. Deswegen enthielten sie auch nichts, was ihren Autoren unangenehm und peinlich hätte sein müssen. Ausnahmen bestätigen aber auch hier die Regel, wenn Schiller etwa an Körner schreibt: „Könntest Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12000 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an

die ich mich attachieren könnte, so wollte ich Dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine klassische Tragödie und, weil Du doch so darauf versessen bist, ein halbes Dutzend schöner Oden liefern – und die Academie in Jena möchte mich dann am Arsch lecken.“

Man mag daraus entnehmen, dass nicht jeder Brief den Druck verdient. Je bedeutender aber der Briefschreiber, desto größer ist auch das Interesse an der Indiskretion. Bismarck etwa galt schon seinen Zeitgenossen als Kraftnatur, er war aber auch – wie Heinrich Mann urteilte – ein gewaltiger Briefschreiber, vor dem man sich verneige und „beglückt“ sei. Mann bezog sich ausdrücklich auf den Beicht- und Werbebrief Bismarcks an Herrn von Puttkamer, seinen späteren Schwiegervater. Bismarck weiß um die religiösen Empfindungen des Brautvaters, versteht, mit ihnen zu spielen, macht sich aber insgeheim über sie lustig, was er seinem Bruder mitteilt, nicht ahnend, dass auch dieses Bekenntnis an die Öffentlichkeit gerät.

„Zu Weihnachten schrieb ich dem Vater, der ungemein entsetzt darüber war, weil ihm die Idee, seine Tochter werde heiraten, an und für sich erschreckte, besonders aber in Verbindung mit meiner Person, von der er viel Übles und wenig Gutes gehört hatte. Indessen erhielt ich bei meiner Ankunft hier ein Schreiben von ihm, worin eigentlich nichts stand als einige Bibelstellen, die ihn in seiner Niedergeschlagenheit getröstet hatten, und schließlich eine zweifelhaft gestellte Einladung, nach Reinfeld zu kommen. Von dieser machte ich Gebrauch, noch ohne zu wissen, mit welchem Gesicht man mich empfangen werde. Ich fand dort keine ungünstige Stimmung, aber Neigung zu weitaussehenden Verhandlungen, und wer weiß, welchen Weg diese genommen hätten, wenn ich nicht durch eine entschlossene accolade meine Braut, gleich beim ersten Anblick ihrer,

die Sache zum sprachlosen Staunen der Eltern, in ein anderes Stadium gerückt hätte, in welchem binnen fünf Minuten alles in Richtigkeit geriet . . .“

Der Brief wird durch die Stimmung des Schreibenden bestimmt – und durch den Adressaten, wie er sich dem Briefschreiber in seiner Imagination bietet. Der Brief verlangt aber Bildung, Fähigkeit und ein Vergnügen, aus der Sprache herauszuholen, was sie hergeben kann. Der Briefschreiber des neunzehnten Jahrhunderts hatte für dieses Unternehmen noch sehr viel mehr Zeit. Wahrscheinlich hatte er aber auch ein Bedürfnis nach schriftlichem Gedankenaustausch. Denn man ist allein, wenn man schreibt. Der Brief steht zwischen Einsamkeit und Geselligkeit. So schreibt Hölderlin an Hegel: „Übrigens wünscht ich doch oft, Dir nahe zu sein . . . Das Briefschreiben ist zwar immer nur Notbehelf, aber doch etwas. Deswegen sollten wir es doch nicht ganz unterlassen. Wir müssen uns zuweilen mahnen, dass wir große Rechte aufeinander haben.“

## Der Liebesbrief

Der Brief als nächstliegende Ersatzform für mündliche Kommunikation – das war einmal. Als Bau-Element des Erzählens, als Einlage im Roman etwa, hat er aber seine Funktion für die Literatur behalten. Anders hingegen der Liebesbrief oder der romantische Brief. Er scheint am stärksten auf die Vorstellung oder Anschauung des einen oder der einen angewiesen zu sein. Der Neuromantiker Rilke etwa steigerte die Lust am Selbst zur poetischen Obsession: „O Lou“, schreibt er an die lebenslange Ex-Geliebte Lou Andreas-Salomé, „in einem Gedicht, das mir gelingt, ist viel mehr Wirklichkeit als in jeder Beziehung oder Zuneigung . . .“ Die Antwort kam postwendend und liest sich ganz schön zynisch: „Ich glaube, dass du leiden musst.“

Es hat sich die „Intimität“ des Liebesbriefes noch lange gehalten. So schreibt im

Jahr 1947 ein heiratswilliger Mann aus Wien seiner Braut: „Ist es nicht das schönste, höchste, erhabenste Gefühl, wenn man weiß, dass man wahrhaftig und wirklich einander gehört? O ich weiß, Liebling, dass Du genauso denkst wie ich. Nur darfst Du, das Mädchen, es nicht so frei, so beglückt, so voller Leidenschaft sagen wie ich. Aber an Deinen Lippen habe ich es gespürt: Du warst und bist genauso glücklich wie ich. Und Du bist dem Schicksal, das uns zusammengeführt, genauso dankbar wie ich.“ Der Liebesbrief als Verkörperung poetischer Gefühlsausbrüche. Die Dichterin Marina Zwetajewa hat „ihren“ Rilke nie gesehen. Aber sie hat ihn verehrt, ihn mit leidenschaftlichen Liebesworten auf Briefpapier angeboten. Liebende nennen sich beide in ihrem Briefwechsel – bis am Ende Rilke die Korrespondenz postwendend abbricht, als Marina ihren Besuch ankündigt, weil sie, der Liebesworte sind genug gewechselt, dem Briefeschreiben nun endlich Taten folgen lassen, mit Rilke schlafen will.

## Der letzte Brief

Der letzte Brief. Er kann zufällig der letzte sein, ohne dass dies dem Autor bewusst ist. Aber manchmal eben doch – wie im Fall von Bertrand Russell, der sich schwungvoll von seiner in dreißigjährigen Liebesdiensten ergrauten Gefährtin verabschiedet: „...ich will deinen Geist, meine Liebste.“ Der letzte Brief kann aber auch eine Art Resümee darstellen. So heißt es in Goethes Brief an Wilhelm von Humboldt vom 17. März 1832: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handeln waltet über der Welt.“ Und Heinrich von Kleist schreibt in seinem letzten Brief an seine Schwester: „...wirklich, du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten; die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war . . .“ Der Brief als künstlerische Form des „Ferngesprächs“.